Indiana Tribüne.

— Erscheint —
Täglich, Wöchentlich u. Sonntags.

Office: 120 O Marylandstr.

Indianapolis, Ind., 11. Februar 1884.

Der älteste der Seneca's

wahrscheinlich im ganzen Lande, zuverlässig aber in Pennsylvanien ist Jim Jacobs. Dieser Indianer hat in den Achtzigern nicht viel mehr zu suchen, besteht nur aus Haut, Sehnen und Knochen, steht aber noch aufrecht und straff in seinen Mocassins. Das immer noch kohlschwarze Haar hängt ihm in dicken Strähnen bis über die Schultern herab, sein Auge ist noch scharf wie das des Habichts und die Büchse liegt ihm noch so sicher im Anschlage, wie vor sechszig Jahren. Nur einen kurzen Theil des Jahres hindurch hält er sich in Salamanca, McKeen Co., Pa., auf und dann erscheint er regelmäßig in seinem malerischen Sonntagsnachmittagsausgehe-Anzuge: dicht anliegenden Beinkleidern aus Hirschleder, Mocassins aus demselben Material, deren Bänder über die Beinkleider herauf bis unter das Knie verschnürt sind, einem gelben Jagdhemde, ebenfalls aus Leder, einer kurzen dunkelblauen Aermelweste aus wollenem Stoffe und einem Schlapphute aus schwarzem Filz.

Vor der Entdeckung der Oelquellen waren die Counties McKean, Potter und Forest von ständigen Ansiedlern nicht bewohnt, Holzfäller, Rindeschäler, Jäger und Fischer schlugen bald da, bald dort ihre wechselnden Wohnungen auf. Aber von Wild und Bären und Wassergeflügel wimmelten die Wälder, die beinahe noch den Character des Urwaldes trugen, und ebenso die sumpfigen Niederungen.

Das Petroleum hat einen gewaltigen Umschwung bewirkt, Städte und Dörfer sind erstanden, zahlreiche Schienengeleise durchziehen das Land. Aber in den Nachbarcounties Carleton, Jefferson, Clearfield und Warren giebt es noch förmliche Wildnisse und hierhin wendet „Indian Jim" im Spätherbste seine Schritte. Ob das Gesetz die Hirschjagd in den verschiedenen Jahreszeiten gestattet oder verbietet, kümmert ihn als Indianer nicht. Außerdem würde ihm in seine Jagdgründe kein Beamter folgen, um die Durchführung des Gesetzes zu erzwingen. Er lebt von Fleisch, Wurzeln und Beeren, die ihm der Wald bietet, und die Provisionen, die er in Salamanca gegen Felle eintauscht und in hochgethürmtem Packen viele, viele Meilen auf seinen Schultern durch den Wald schleppt, bestehen ausschließlich aus Feuerwasser, Tabak und Munition. Die letztere schont Jim im Winter so sehr als möglich; dann liegt hoher Schnee in den Wäldern und blos mit einem Knüppel bewaffnet, den er wie ein New Yorker Polizist zu handhaben versteht, geht der greise Seneca auf die Jagd. Die Hirsche pflegen, ebenso wie die Rinder im Nordwesten, den Schnee in einem Umkreise festzutrampeln, dessen Größe ihrer Anzahl entspricht. Der Schnee, welcher diesen Platz umgiebt, bekommt entweder eine solche feste Kruste, daß die Thiere auf derselben ausgleiten und stürzen, oder er bleibt weich, und dann bleiben die Thiere darin stecken, kurz, für dieselben giebt es so wenig ein Entrinnen aus ihrem Lager, als ob solches mit 20 Fuß hohem Garne umstellt wäre. Auf seinen Schneeschuhen eilt Jim herbei und sämmtliche Thiere erliegen seinen Streichen. In jene tiefsten Gründe des Waldes zieht sich der schon spärliche Rest des Wildstandes zurück. Jim räumt bös unter demselben auf, und erst mit seinem Abmarsche in glücklichere Jagdgründe wird der alte Bursche seine indianischen Jagdkünste einstellen. Es giebt übrigens wenige „civilisirte" Indianer, welche die Jagd als Geschäft betreiben. Die meisten sind viel zu faul.

Moderner Monte Christo.

Chicago war merkwürdiger Weise Anfang dieses Monats immer noch nicht die erste Stadt des Weltalls, aber selbst damals mochte sich wohl Niemand unterfangen, das dortige Leben kleinstädtisch oder spießbürgerlich oder arm an ungewöhnlichen Begebenheiten zu nennen. Trotzdem hat dort ein Vorgang, klein und unbedeutend, großes Aufsehen erregt und sogar die Actien- und Getreide-, ja selbst die Schweine-Börse von sich reden gemacht. Es kam nämlich zu damaliger Zeit ein feiner Herr in's Palmer-House, der seinen Namen so unleserlich in's Fremdenbuch eintrug, als sei er ein deutschländischer Beamter aus der guten alten Zeit. Deutlich jedoch stand hinter dem Namen geschrieben: „Lieutenant zur See von der Bundesmarine." Er verlangte und erhielt das beste Zimmer im Hause, sicherte sich eine Equipage des Hotels zu seiner ausschließlichen Verfügung und kehrte Abends aus einem Concerte mit jungen Herren zurück, die so viel Geld zu verthun gewohnt sind, daß man sie zur „besten" Classe der Gesellschaft rechnen muß. Da floß der Champagner in Strömen, die theuersten Delicatessen wurden kaum berührt und schnell durch neue ersetzt, die Tische bogen sich unter der Last der auserlesensten Gerichte und die Aufwärter unter der Last der Trinkgelder, die der flotte Lieutenant verschwenderisch austheilte. Der Oberkellner kam aus seinem verbindlichsten Lächeln nicht heraus und dachte schon, daß der Gast ein abgewirthschafteter Lieutenant von draußen sei, der die paar Tausend Mark, die ihm die Familie mit über das Meer gegeben, möglichst schnell an den Mann zu bringen suche, um dann aus eigener Kraft sich eine ehrenwerthe Stellung zu erringen, oder auch nicht. Aber dazu sprach der Gast zu gut englisch.

Da stürzte ein keuchender Hausknecht in den sogenannten kleinen Speisesaal und überreichte dem Lieutenant zur See respectvollst die Billete zu sechs ganzen Logen für die morgende Vorstellung im Opernhause. „Die Herren erweisen mir wohl die Ehre, eine Einladung in's Theater freundlichst zu acceptiren?" — damit hatten die Tickets auch schon ihre Besitzer gefunden.

Den nächsten Tag verlebte der Lieutenant zur See wie ein gewöhnlicher Mensch, trank selbst um seines Katzenjammers willen blos Selterswasser und keinen Champagner, — was nebenbei bemerkt, für den Kenner wenigstens, nicht für eine gediegene Erfahrung spricht. Selters täuscht kaum über die Nachwehen eines anständigen Zuviel, eine Tasse Bouillon und ein Glas alter, kräftiger Wein, oder Porter oder Kulmbacher scheucht sie hinweg.

Vor der Abfahrt nach dem Opernhause warf der Lieutenant zur See eine Handvoll geschliffener, aber ungefaßter Brillanten auf den Tisch des Hauses und bat den Clerk um deren Aufbewahrung. „Empfangschein? — bah, brauche keinen, ist ja nur eine Bagatelle." Der Clerk zeigte die Steine einem befreundeten Juwelier, sie waren mindestens $8000 werth.

Schon ehe das Theater aus war, kehrte der unleserliche Fremde zurück, steckte seinen verdichteten Kohlenstoff in die Tasche und reiste ab — — — nachdem er alles, was er schuldig war, bezahlt und splendidere Trinkgelder vertheilt hatte, als selbst Eisenbahnkönige zu vertheilen gewohnt sind.

Nach dem Theater kamen die Freunde vom Abend zuvor, Keiner hatte den abgereisten Freund gekannt, Alle hatten erst in dem Concerte seine Bekanntschaft gemacht.

Wer war der junge Mann, der es fertig gebracht hat, daß in einer Weltstadt noch heute von unserer Flotte mit Hochachtung gesprochen wird?

Schnaps in Deutschland.

Deutsche Zeitungen machen wiederholt auf die Agitation des Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht in Deutschland aufmerksam und unterstützen dieselbe sehr eifrig. Der Verbrauch von Schnaps allein beträgt nämlich im deutschen Reiche 10½ Liter auf den Kopf der Bevölkerung, während er in dem vielverschrienen England um ein volles Drittel geringer ist. Nur das halbbarbarische Rußland und Dänemark mit dem kaltfeuchten Seeklima und einer Bevölkerung von ungemein vielen Seefahrern und Fischern übertreffen in dieser Hinsicht das deutsche Reich. Früher war auch in Schweden der Schnapsverbrauch ungeheuer, doch hat er daselbst seit Einführung des Gothenburger Systems abgenommen.

Was Deutschland anbetrifft, so muß ferner erwogen werden, daß in vielen Gegenden allgemein, und im ganzen Lande wenigstens von den bemittelten Classen vorwiegend Bier getrunken wird. Unter letzteren hat sich der Bierconsum in 20 Jahren mehr als verdoppelt, sodaß die Steigerung des Schnapsverbrauchs von 8 auf 10½ Liter einen Begriff davon giebt, wie sehr gerade die ärmeren Leute sich dem Kartoffelfusel ergeben haben.

Von 4450 Selbstmorden waren 508 direct auf Trunksucht oder Säuferwahnsinn zurückzuführen. Unter 6674 durch Verunglückungen während einer fünfjährigen Zählperiode Getödteten waren 311 Betrunkene und unter diesen 294 Männer gegen 17 Weiber! Unter den in die Irrenanstalten aufgenommenen Individuen waren 14,8 Procent Männer und 1,4 Procent Weiber, welche an Säuferwahnsinn litten; also ein ganzes Siebentheil der alljährlich in die Irrenhäuser eingelieferten Männer hat sich diesen bejammernswerthen Zustand selber durch den übermäßigen Genuß von Alkohol zugezogen. Nach den amtlichen Ermittelungen war unter dem Einfluß des Alkohols der Mord in 46 Procent, Todtschlag in 63 Procent, schwere Körperverletzung in 74 Procent, leichtere in 63 Procent, Verbrechen gegen die Sittlichkeit in 77 Procent, Widerstand gegen die Staatsgewalt in 76 Procent, Nothzucht in 60 Procent, Hausfriedensbruch in 54 Procent verübt worden.

Angesichts solcher Zahlen, die — wohlgemerkt! — nicht wie die von unseren Temperenzlern beigebrachten einfach erfunden sind, sondern auf trauriger Wahrheit beruhen, muß ein gebildetes Volk stutzig werden. Man denkt natürlich nicht daran, die Fabrikation und den Verkauf berauschender Getränke gänzlich zu verbieten oder mit unerschwinglichen Steuern zu belasten, aber man sagt sich allgemein, daß etwas zur Bekämpfung des Kartoffelfusels geschehen muß. Indessen dürfte man hierbei in Deutschland noch auf ganz andere Schwierigkeiten stoßen als in den Ver. Staaten bezüglich des Whisky's. Unsere Bevölkerung ist durchschnittlich gut genährt und bedarf der künstlichen Erwärmung oder „Sättigung" durch Alkohol überhaupt nicht. In Deutschland wird der Schnaps vielfach nur deshalb getrunken, weil er billiger ist als Lagerbier, welches den ländlichen Tagelöhnern, den Industriearbeitern im Hochgebirge u. s. w. ganz und gar unerschwinglich ist. Umgekehrt ist Whisky hier sehr theuer, die Mehrzahl der Bevölkerung aber wohl im Stande, Bier zu kaufen und zu genießen. Will man daher dem Laster der Trunksucht im deutschen Reiche wirksam zu Leibe gehen, so wird man jedenfalls erst die Lage ganzer Volksschichten aufbessern müssen. Solange Bier in gewissen Kreisen als großer Luxus gilt, helfen alle Verfluchungen des Kartoffelschnapses nichts.

„Lenkbares" Luftschiff.

Unter zwölf Modellen von Flugmaschinen und lenkbaren Luftschiffen, welche gegenwärtig in Hamburg ausgestellt sind, ist als neuestes und hervorragendstes Modell ein von J. Sander zusammengesetztes zu betrachten, welcher seinem Ballon eine trichterförmige Gestalt verliehen hat. Dabei ist die Einrichtung so getroffen, daß der Luftschiffer mit der Gondel sich im Innern des ihn umgebenden Ballons befindet, welcher letztere in einem breiten Ringe hängt. Auch die Gondel bewegt sich in concentrischen Ringen und ist daher von den Schwankungen des Ballons völlig unabhängig. Während bei den früheren Systemen der Ballon von der weit unter ihm hängenden Gondel aus bedient werden mußte, vermag der Aeronaut bei diesem neuen System den Ballon, welcher sich auch unten trichterförmig zuspitzt, nach allen Seiten zu übersehen.

Die Lenkbarkeit soll durch zwei verstellbare Schrauben, eine größere und eine kleinere, bewirkt werden. Der Erfinder ist dabei von der Idee ausgegangen, daß eine direkte Vorwärtsbewegung gegen den Wind nicht möglich sei und hat seinen Apparat daher zum Kreuzen, wie der Segler auf dem Wasser, eingerichtet. Sinnreich ist auch der Landungsapparat, welcher Aehnlichkeit mit dem Captivsystem hat. Sobald der Ballon landen soll, steigt der Luftschiffer, oder wenn sich zwei in dem Ballon befinden, einer derselben auf einer schwebenden Leiter in die untere Gondel, welche mit der ersteren durch Taue und vier Flaschenzüge in Verbindung steht. Der Luftschiffer ist nun in der Lage, sich langsam herunterzulassen, gleichviel ob der Ballon dabei steigt oder sinkt. Hat er mit seiner Gondel den Erdboden erreicht, so schlägt er den Anker fest. Sodann ziehen beide Luftschiffer vermöge der Flaschenzüge den Ballon herunter, bis derselbe den Erdboden erreicht hat. Durch diese Vorrichtung wird das Schleifen des Ankers und das Wiederausreißen desselben aus der Erde, wodurch schon viel Unglück geschehen, sowie das unfreiwillige Landen auf Hausdächern vermieden.

Im Gegensatz zu der Bestrebung früherer Luftschiffer, möglichst hoch zu steigen, ist für diesen Ballon nur eine Höhe von 120 Fuß in Aussicht genommen, da es bei einer Lenkbarkeit des Ballons und dessen etwaiger praktischer Verwerthung auf die Höhe der Fahrt überhaupt nicht ankommen kann. Ob nun dieser Ballon endlich seine Aufgabe besser erfüllen wird, als die früheren, bleibt abzuwarten.

Die Verwaltung unserer Eisenbahnen.

Der Engländer James McHenry, der für einen der besten Kenner des englischen Eisenbahnwesens gilt, hält sich seit längerer Zeit in den Ver. Staaten, augenblicklich in New York, auf und hat über die Verwaltung unserer Eisenbahnen die eingehendsten Studien gemacht. Auf Grund derselben hat er kürzlich seine Ansichten mit wohlthuender Offenheit ausgesprochen und hierdurch in Finanzkreisen theils Billigung und Zustimmung gefunden, theils einen Sturm von Entrüstung erregt. Das ganze Land fühlt die gute oder schlechte Verwaltung der Eisenbahnen unmittelbar, und für Alle sind daher die Bemerkungen des Herrn McHenry von hohem Interesse.

Schon die Art und Weise, wie hier das Actiencapital aufgebracht und wie seine Verwendung controlirt wird, ist nach McHenry's Ansicht mit dem Begriffe einer anständigen Geschäftsführung nicht vereinbar. Im Frachtverkehr fehlt es vollständig an einer ehrlichen Verwaltung und den Actionären gegenüber an Rechenschaftsberichten, welche den Thatsachen wirklich entsprechen. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der wirklich beförderten Fracht und der Einnahmen läuft durch die Bücher der Compagnien und in den Rechenschaftsberichten erscheinen nur Procente, — in manchen Fällen kaum zehn Procent — der aus dem Frachtverkehr an die Bahn bezahlten Summen. Ganze Züge laufen von West nach Ost, von deren Beförderung und Erträgen die Actionäre keine Ahnung haben, und welche von den Eingeweihten „Geisterzüge" genannt werden. Ich weiß es von einem der tüchtigsten Kenner des amerikanischen Eisenbahnwesens, daß in vielen Fällen keine zehn Procent der Summen, welche das Volk für Frachtbeförderung an die Eisenbahnen bezahlt, den Actionären gegenüber verrechnet werden. Jedenfalls fließt nicht die Hälfte aller Einnahmen in die Hauptcasse der Compagnien. Durch Ringe, Pools und ungleiche Tarifsätze, die sich unter dem Namen „Rabatte", die einzelnen Kunden gewährt werden, verstecken, wird die große Anzahl der Actionäre getäuscht und das Volk betrogen, von dem die Bahnen erst ihre Freibriefe erhalten haben. Autokratische Präsidenten mit ihrem Anhange und Trosse führen nach Gutdünken die Verwaltung und lassen den von ihnen beherrschten Compagnien nur zukommen, was ihnen beliebt. Diese Eisenbahn-Autokraten und die Beherrscher der großen Monopole spielen unter einer Decke, und als das schreiendste Beispiel dieser Mißverwaltung führt McHenry an, daß eine große Oelcompagnie seit Jahren in Folge der ihr von ihren Verbündeten, den Eisenbahn-Präsidenten, gewährten Vergünstigungen oder Rabatte $12,000,000 weniger an Fracht bezahlt hat, als sie nach den allgemeinen Tarifen hätte bezahlen sollen.

Wir können die Ausführungen des Herrn McHenry nicht bis in die Einzelheiten verfolgen, führen aber noch an, wie Eisenbahn-Commissär Albert Fink solche beurtheilt, ein Mann, von dem Jay Gould sagt, er verstehe mehr von den Eisenbahnen als irgend Jemand in den Ver. Staaten, der aber andererseits als Schöpfer des Poolsystems zu den unparteiischen Beobachtern entschieden nicht gezählt werden kann. Herr Fink gesteht zu, daß das englische System der Eisenbahn-Verwaltung dem amerikanischen weit vorzuziehen ist, daß hier die ganze Controle einer Eisenbahn einem Manne überlassen wird, von dem Alles abhängt, daß die Directorien bedeutungslose Scheinwesen sind, daß unter diesem großen Uebelstande die Actionäre der amerikanischen Bahnen schon längst gelitten haben und jetzt erst recht leiden. Sie haben in der That nichts in die Verwaltung hineinzureden und ihr Rath oder ihre Mitwirkung wird, nur um ihnen Sand in die Augen zu streuen, bei den unwichtigsten Angelegenheiten verlangt.

Dagegen bezeichnet Herr Fink dasjenige, was McHenry von den angeblichen gigantischen Betrügereien unserer Eisenbahnmatadore sagt, als irrig, oder mindestens als fabelhaft übertrieben und fährt fort: „Die Eisenbahnen in den Ver. Staaten haben im vorigen Jahre in runder Summe $700,000,000 vereinnahmt. Die Betriebskosten betrugen ebenfalls in runder Summe $400,000,000. Wären von den Einnahmen blos zehn Procent in die Hauptkassen der Compagnien geflossen, so hätten diese mit einer Einnahme von $70,000,000 einen Betriebsaufwand von $400,000,000 bestreiten müssen. Oder aber, — jene $700,000,000 waren nur 10 Procent der wirklichen Einnahmen; dann müßten letztere $7,000,000,000 betragen haben, oder ungefähr so viel, als der Bau aller unserer Bahnen gekostet hat. Mit den angeblichen Betrügereien ist sonach Herr McHenry wenigstens in der von ihm angegebenen Ausdehnung entschieden im Irrthume und auch von den sogenannten „Geisterzügen" habe ich nie etwas gehört." Die mit dem Ausdrucke „Rabattunwesen" von McHenry bezeichnete Gaunerei nannte auch Herr Fink einen Schimpf und eine Schande für unsere ganzen Eisenbahn-Verhältnisse, und daß diese Autorität als principieller Gegner unserer derzeitigen Eisenbahnverwaltung im Allgemeinen nicht bezeichnet werden kann, bedarf, wie gesagt, bei der amtlichen Stellung des Herrn Fink keiner weiteren Ausführung. Bemerkt sei noch, daß die Bahnpräsidenten häufig zugleich Frachtwagen-„Linien" eignen, auf letzteren hohe Frachtpreise berechnen, die Bahngesellschaft aber nur für Benützung der Schienen entschädigen.

Der todte Redner.

Eines Wendell Phillips wie Sonnenschein und Sternenpracht glänzende Beredtsamkeit; sein moralischer Muth, der unter Lebensgefahr die Sklaverei als Barbarei und die Constitution, welche sie gestattete, als einen Vertrag mit der Hölle bezeichnete; seine donnernde Kraft in der Verurtheilung der Heuchelei, welche die Sklaverei beschönigte; die ergreifende Gefühlswärme, mit der er die Leiden der Sklaven schilderte, alle diese Eigenschaften des kürzlich Verstorbenen sind zu bekannt, als daß sie besonders hervorgehoben zu werden brauchten. Die Bostoner Zeitungen erinnern indessen an seine hingebende Liebe und Pflege einer Gattin, die ihm keine Kinder schenkte und stets kränklich war, an seine Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit für alle humanen Zwecke, die er unendlich oft bethätigt habe.

Phillips hielt seine letzte Rede am 26. v. M. bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals für Harriet Martineau. Sein Arzt und Freund hatte es dem an Herzverengung Leidenden streng verboten, öffentlich aufzutreten und die Freunde sahen ihn mit hoher Freude, aber auch mit banger Besorgniß unter ihnen erscheinen. Mit geschlossenen Augen betrat er die Platform, aber bald floß der Strom seiner feurigen Beredtsamkeit wie in früheren Zeiten und die geöffneten Augen erstrahlten in Begeisterung. „Laßt mich — hatte er zu seinen Freunden gesagt — „es ist das letzte Mal, daß ich öffentlich spreche." Und als der Redner geendet, war es, als ob das gewaltige Auditorium von derselben Ahnung erfüllt sei, Hunderte von Händen streckten sich ihm entgegen, Wendell Phillips drückte sie herzlich, — es war das letzte Mal, daß er öffentlich gesprochen hat.

Vom Inlande.

Eine Schadenersatzklage schwebt jetzt gegen die gewaltthätigen Temperenzler von Romney in Indiana. Vor einiger Zeit wurde daselbst die Apotheke des Hrn. C. Sutton von einer Schaar maskirter Temperenzler überfallen. Die Bande schleppte den ganzen Inhalt des Ladens auf die Straße, verbrannte, was brennbar war, ließ den Inhalt der Flaschen und Fässer auslaufen und zerstörte das hölzerne Haus, indem sie die Stützen an den Ecken weghieb. Es war eine That temperenzlerischer Reform, denn Sutton sollte Whisky verkauft haben. Die Grand Jury von Tippecanoe County wurde auf die Schandthat aufmerksam gemacht, that aber aus blasser Furcht vor den Temperenzweibern nichts. Sutton ist aber nicht Willens, das Verbrechen so hingehen zu lassen und hat jetzt eine Schadenersatzklage von $5000 anhängig gemacht. Die Verklagten sind 22 der angesehensten Bürger aus dem südlichen Theile des Countys.

In Oshkosh, Wis., ist die große Tanzfrage endlich erledigt worden. Getanzt darf werden, Bälle dürfen gehalten werden, aber blos Verheirathete dürfen Theil nehmen und jeder Mann darf nur mit der ihm gesetzlich angetrauten Frau tanzen. Das ist den alten Jungfern und den alten Junggesellen schon recht, — warum haben die ersteren so lange gewählt, bis sie auf dem Trockenen saßen und warum haben die letzteren überhaupt keine „gekriegt"?

Auch der Senat des Staates New York hat die Bill angenommen, welche den „Gesundheitsunterricht mit besonderer Berücksichtigung des Einflusses betäubender Mittel und geistiger Getränke" in den öffentlichen Schulen einführt. Das heißt auf deutsch, er hat eine Maßregel zum Gesetze erhoben, welche in den meisten Fällen gehässige Temperenzpredigten, im besten Falle einseitige Temperenzsalbadereien zu dem Range eines Lehrmittels befördert. Man kann darüber streiten, ob in unseren Schulen der Unterricht in der Sittenlehre oder Moral nicht allzusehr durch seine Abwesenheit glänze, daß der Temperenz-Unterricht nichts anderes ist, als die Verführung der Jugend zu dem heuchlerischen Temperenzschwindel, darüber giebt es bei vernünftigen Menschen keinen Streit.

Die ersten „Ernteberichte" beginnen zu erscheinen. Wie gewöhnlich ist „die Pfirsichernte gänzlich vernichtet", nach bewährtem Muster werden „Frühjahrsfröste befürchtet", auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege sind die Aussichten auf die Getreideernte nicht gerade unbedingt günstig, aber auch nicht ganz ungünstig", doch kann sich, das wenigstens geben die Berichterstatter zu, — noch alles, alles wenden.

Sir Lapal Griffin ist unter allen Engländern derjenige, dem die Natur am meisten die beglückende Gabe versagt hat, das Schöne zu finden und zu beurtheilen. Der Mensch sagt in einer englischen Zeitschrift, in London sehe man an einem einzigen Tage mehr schöne Frauen und Mädchen als in den ganzen Ver. Staaten in drei Monaten. Diese verrückte Aeußerung läßt Amerika kalt, denn nur der Tadel ist im Stande zu reizen und zu verletzen, der wenigstens theilweis begründet ist. Sagt uns Jemand, wir seien Verbrecher, so lachen wir ihn aus, — sagt derselbe jedoch, wir seien mitunter ein wenig gar zu leichtsinnig, so werden wir bös. Die Schönheit der Amerikanerinnen in Frage ziehen heißt die Sünde gegen den heiligen Geist begehen, hätten dieselben keine anderen Mängel, als den Mangel an Schönheit, so wären sie Engel.

Es ist die dringendste Pflicht unserer Nation, Lieutenant Greely und seine Begleiter aus ihrem Eiskerker im arktischen Meere zu befreiten; um sie erfüllen zu können, hat die Bundesregierung in der schottischen Hafenstadt Dundee den Walfischfahrer „Thetis", in Neufundland das tüchtige Schiff „Bear" gekauft und hofft ein drittes Fahrzeug von der britischen Admiralität erwerben zu können. Die Bundesregierung hat, wie die Sachen nun einmal liegen, ihre Pflicht gethan, aber — wozu haben wir denn eigentlich eine Flotte, wenn sich unter der Zahl ihrer Fahrzeuge nicht ein einziges befindet, das zur Erfüllung einer Ehrenpflicht der Nation dienen konnte? und wie widersinnig, wie entsetzlich dumm ist es, daß auswärts gebaute Schiffe nicht unter amerikanischer Flagge segeln dürfen, wenn die Regierung selbst die Schiffe im Auslande kaufen muß, deren sie zur Erfüllung einer Ehrenpflicht bedarf?

In New York giebt es auch eine Modistin für Hunde. Die Hunde-Schneiderin hat in einer der eleganten Straßen der oberen Stadt ein höchst elegantes Etablissement, für das sie Tausende von Dollars Miethe bezahlen muß. Vor diesem fahren die Hundebesitzerinnen, meist alte Schachteln, aber reich, sehr reich, vor, ein Lakai in goldstrotzender Livree öffnet die Thür, und ein Empfangssalon ladet die Hunde und ihre Besitzerinnen zum behaglichen Ausruhen ein, bis die Reihe an die ersteren kommt. Dann wird diesen das Maß zu ihren Röckchen, Jäckchen, Deckchen, Häubchen und Paletötchen genommen und die aus kostbaren Stoffen hergestellte Toilette wird den Jahreszeiten entsprechend geändert. Gegenwärtig sind dunkelbraune oder grüne Pelzröckchen, mit Otternfell garnirt, sehr beliebt. Die Preise für diese Hundeanzüge variiren zwischen $5 und $50. — In New York erfrieren arme Menschen aus Mangel an Schuhen und Strümpfen die Füße, daß diese amputirt werden müssen, tragen Kinder die baumwollenen Fähnchen, die jetzt zerrissen sind, aber im Sommer einmal neu waren, wickeln Mütter ihr einziges Tuch ihren Säuglingen um die fröstelnden Gliedern wärmen sich Verzweifelnde durch Schnaps, weil ihr Geld für Heizmaterial oder warme Kleider nicht ausreicht.

Auch im Staate Ohio giebt es ein Gesetz, welches Kindern unter 14 Jahren die Arbeit in Fabriken verbietet und dieselben in die Schule verweist. Das ist ein vortreffliches Gesetz, wie es aber durchgeführt wird, ergiebt sich aus einem Berichte über die Arbeitsstatistik in Ohio aus dem Jahre 1882. Nach diesem machen bei der Woll- und Baumwoll-Industrie die beschäftigten Kinder 39 pCt. aller Arbeiter aus, in den Glashütten 36 pCt., in der Tabakindustrie 32 pCt., in der Möbelindustrie 23 pCt., in Kohlenbergwerken 23 pCt., in Küfereien 22 pCt., in der Schachtel- und Düten-fabrikation 21, in Bäckereien und Conditoreien, in Stiefel- und Schuhfabriken 13, in Druckereien 13 (?), in der kleineren Eisenindustrie 10, in gebogenem Holze und Rädermacherei 9, und in der Töpferei 9.

Eine ganz köstliche neue Erfindung ist die eines „Menschenfreundes" in Illinois. Er räth armen Leuten, welche wenig Butter auf das Brot streichen können, die gebutterte Seite nach unten zu halten, weil die Zunge viel mehr Geschmacksinn habe, als der harte Gaumen. Dann schmecke man die wenige Butter vielfach — ohne daß es mehr koste. Daß man dabei den Magen betrügt, welcher seine bestimmte Menge Fett verlangt, das beachtet er in seiner „Menschenfreundlichkeit" nicht.

Vom Auslande.

— Ueber die Ermordung des Prälateu und Generals der Olivetaner-Kongregation, Monsignor Guglialino de Cesare in Rom wird berichtet: Am 18. Januar früh setzte das Dienstmädchen den Diener de Cesare's, Namens Ferdinand Vajo, in Kenntniß, daß das im ersten Stockwerk gelegene Zimmer seines Herrn offen stehe. Vajo schien überrascht, trat ein und kehrte gleich darauf entsetzt mit dem Ausruf zurück, Monsignor sei ermordet worden. Die Polizeibehörde wurde verständigt, Kommissäre und Wachen erschienen an Ort und Stelle, wo sie die Leiche des 72jährigen Alten auf dem Fußboden liegen fanden. Das Gemach war in größter Unordnung, die Kästen aufgesprengt, das Bett zerwühlt und mit großen Blutflecken bebeckt, und Alles deutete auf einen stattgehabten Kampf zwischen dem Ermordeten und dem Mörder. Der erste Verdacht fiel auf den Diener Vajo selbst, einen 52jährigen Neapolitaner, den man ganz blutbesudelt gefunden hatte und an dessen rechter Hand Wunden zu sehen waren. Bei Durchsuchung seines Zimmers entdeckte man im Waschbecken blutiges Wasser und fand viele Gegenstände aus dem Besitz seines Herrn. Zur Rechenschaft gezogen, gab Vajo an, seine Wunden rührten von einem Streit, den er am Abend vorher mit einem Manne gehabt habe, dessen Namen er angab, den aber Niemand kennen will. Bei einer zweiten genauen Untersuchung fand sich in seinem Zimmer auch ein langes und großes Küchenmesser, das mit Blut besudelt war und in dem man die Waffe erkannte, mit welcher der Mord begangen worden war. Beweggrund der gräßlichen That war ohne Zweifel der Raub. Auch das Dienstmädchen Agnes Butteri ist als der Mitschuld verdächtig eingezogen worden.

— Freunde der Frauen-Emanzipation werden mit Genugthuung davon Kenntniß nehmen, daß die französische Hauptstadt einen weiblichen Architekten besitzt. Es ist dies eine junge Amerikanerin, Mistreß Laura White, eine talentvolle Elevin der Ecole des Beaux Arts. Außerdem giebt es übrigens bereits mehrere Angehörige des schönen Geschlechts, welche in der Bauindustrie als Atelierdirectricen oder in anderen höheren Posten thätig sind. Prächtige Tischlerarbeiten in der Mairie von Passy sind beispielsweise auch nach den Zeichnungen und unter der Leitung einer Mademoiselle Langlois ausgeführt worden.

— Ein Fall von Gemäldeschwindel wird in einem Münchener Blatte erzählt. Ein kunstliebender Berliner Bankier kaufte kürzlich von einem Kunsthändler ein Oelbildchen, Mädchenkopf, mit „Defregger" unterschrieben, für 3000 M. In der Freude darüber sandte er eine Photographie des Kopfes an Defregger nach München, um von dem Meister das Jahr zu erfahren, in welchem das Bild gemalt sei. Defregger kannte das Bild nicht und bat um das Original. Dieses ging sofort nach München und erwies sich als eine Fälschung. Dem Urheber derselben ist man noch nicht auf der Spur.

— In Odessa kam am Sonntag, den 13. Jan., in dem dort gastirenden Circus Salamonsky eine große Panik zum Ausbruch, welche sehr leicht zu einer Katastrophe hätte führen können, wenn nicht die Circuskünstler selbst viel zur Beruhigung des Publikums beigetragen haben würden. Als nämlich nach Beendigung des Ballets „Eine Nacht in Calcutta" der Clown Tanki seine Produktionen begann, ertönten plötzlich auf der Gallerie Hilferufe. Der Circus war anläßlich des russischen Neujahrs ausverkauft, und entstand in Folge dessen beim Vernehmen der Hilferufe von der Gallerie her eine um so heftigere Bewegung; die Massen begannen, rücksichtslos von oben herunterzustürzen und in die unteren Ränge einzubrechen. Im Nu war die Manege überschwemmt und an den Ausgängen bildeten sich die verhängnißvollen Knäuel hinausströmender Menschen. Das war eine reguläre Panik, welche nur, Dank dem rechtzeitigen Einsetzen der Musik, sowie der Anstrengung des Clowns, seinem beliebten Nationaltanze „Kasatschok" Bahn zu brechen, wie auch dem kaltblütigen Verhalten der Minorität des Publikums, diesmal ohne Katastrophe abging. Blos ein Theil des weiblichen Publikums hatte bei dieser Panik theils leichte Verletzungen, theils Verluste von Hüten, Frisuren, Shawls und anderen Gegenständen erlitten. Die Ursache der auf der Gallerie ausgestoßenen Hilferufe war, wie sich später herausstellte, die plötzliche Ohnmacht einer Frau auf der Gallerie, was eine Nachbarin derselben zum Hilfeschrei veranlaßte.

— Der Papst wirbt nach der „Italie" eine Nobelgarde an, da das Corps, welches ursprünglich 36 Mann stark war, auf 24 zusammengeschmolzen ist. Um angenommen zu werden, müssen die Bewerber den Adel ihrer Familie mindestens während der letzten 60 Jahre nachweisen, in Rom oder im früheren Kirchenstaate geboren sein; dieselben müssen ferner das Alter von 27 Jahren erreicht haben und eine Höhe von 1,70 Mtr. besitzen. Außerdem müssen sie über eine eigene Rente von mindestens 75 Francs monatlich verfügen können. Als monatliche Gage beziehen die Herren 125 Francs. Ihr Dienst ist nicht schwer; sechs Mann — sie haben alle Officiersrang — und ein Vorgesetzter beziehen täglich die Wache im Vorzimmer des Papstes, zwei von ihnen begleiten den Papst zu Pferde, wenn er in dem vatikanischen Garten spazieren fährt.

— Die Merziger Zeitung berichtet aus Keßlingen bei Leucken (Rheinprovinz): Vor drei Jahren wurde aus der Irrenanstalt Merzig ein junger Mann aus Keßlingen als geheilt entlassen. Der Geheilte begab sich nach Hause und bald darauf sah man ihn nicht mehr im Dorfe. Jetzt wurde bei dem Vater wegen eines Mancos von 800 M. in der Kirchenkasse, dessen Verwalter der Mann war, Haussuchung gehalten. Im Keller fand man einen verdächtigen Verschluß in der Mauer. Ein Schlosser öffnete und jetzt zeigte sich etwas Entsetzliches. In halbstehender, halb liegender Stellung kauerte der wieder geisteskranke Sohn des barbarischen Vaters, bis zu einem Skelett abgemagert und ganz verwachsen. Es stellte sich heraus, daß der Aermste drei volle Jahre in diesem Verschluß geschmachtet und nur die nothdürftigste Nahrung erhalten hat. Die unnatürlichen Eltern wurden sofort geschlossen nach Sierck gebracht.

— Nicht die geringste unter den schlesischen Städten ist das gemüthliche Sprottau, dessen Bürger sich vollständiger Communalsteuerfreiheit erfreuen. Noch einen anderen Luxus leistet sich Sprottau: Als ehrsamer „Wächter der Nacht" fungirt dort, wie er durch eigenhändig ausgetragene Neujahrs-Gratulationskarten documentirt hat, ein richtiger Freiherr, dessen Namen und Geschlecht im freiherrlichen Taschenbuch des unbedingt zuverlässigen Gothaischen Genealogischen Lexikons verzeichnet steht, nämlich Josef Freiherr v. Salis-Hellmich. Damit er sich nicht vereinsamt fühlt, hat ihm übrigens die Sprottauer Stadtverwaltung einen wenn auch nicht ebenbürtigen, so doch mindestens adeligen Collegen zur Seite gestellt in der Person eines Herrn v. Skokalski. Unter solch' aristokratischer Hut können die Sprottauer gewiß ruhig schlafen.